

Zeitschrift: ZeitBild
Herausgeber: Schweizerisches Ost-Institut
Band: 30 (1989)
Heft: 17

Artikel: Was uns die Polen sagen
Autor: Fadin, Andrej
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1093694>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Andrej Fadin in «Wjek XX i Mir», Moskau

Was uns die Polen sagen

«Wjek XX i Mir», ein Organ des sowjetischen Friedenskomitees, veröffentlichte im Juli einen Beitrag von Andrej Fadin unter dem Titel «Polnische Kollage». Der Veröffentlichung muss ein erhebliches Seilziehen hinter den Kulissen vorausgegangen sein. Wie sich nämlich aus dem Text ergibt, ist er wohl im Dezember 1988 geschrieben worden, kurz vor Aufnahme der Warschauer Gespräche am Runden Tisch zwischen Regierung und Solidarnosc. Das Thema, wie sich Polen aus der Sicht seiner östlichen Nachbarn ausnimmt, ist natürlich nicht nur punktuell interessant, und hier erfährt man auch neues über die Jahre 1980/1981. Wir bringen den Beitrag in den Auszügen der polnischen Wochenzeitung «Polityka» vom 22. 7. 1989.

Vor Jahren sagte mir mein damaliger Lehrer, nachdem er einen Aufsatz des polnischen Philosophen Leszek Kolakowski gelesen hatte: «Ich empfinde ihm gegenüber den typischen Neid der Russen auf die Polen.» Mir war das völlig unverständlich.

Was in aller Welt hätten wir den Polen denn auch zu neiden? Ihr historisches Schicksal, bei jedem europäischen Krieg von der Geschichte niedergewalzt zu werden? Ihre Erniedrigung ohne eigenen Staat während zwei Jahrhunderten? Ihre Wehrlosigkeit zwischen dem deutschen Hammer und dem russischen Amboss? Oder doch ihre europäische Kultur, die für uns unerreichbar wäre?

Bald danach veränderte der August 1980 die ganze polnische Szene. Worte wie «Gdansk» oder «Solidarnosc» oder «Streik» wurden der Moskauer Intelligenzija nicht weniger vertraut als die Witze über Breschnew, und Namen wie Walesa, Michnik, Kuron, Lis oder Onyszkiewicz symbolisierten uns im Osten geradezu den Nonkonformismus. Und wieder – wie schon 1968 – schauten wir auf unsern Nachbar mit dem seltsamen Gemisch aus Eifersucht, Angst und Bewunderung. Hatten diese Polen tatsächlich das geschafft, was bisher nicht zu schaffen war, nämlich die Demontage des unmenschlichen post-stalinistischen Systems ohne Blutvergiessen? Und hatten sie dabei noch gleichzeitig den nationalen Charakter jeglicher Volkssouveränität bewiesen?

bahnen waren von Militärtransporten überschwemmt, polnisch sprechende Personen wurden militärdienstlich eingezogen. Das alles wussten wir sehr wohl.

Ältere Leute erinnerten sich an 1968 und die Tschechoslowakei. Meine Generation war auf dergleichen Erinnerungen nicht angewiesen; wir hatten frischere Exempel vor Augen. Soeben war ein «beschränktes Kontingent» unserer Streitkräfte in Afghanistan einmarschiert, und der längste unserer unrühmlichen Kriege hatte begonnen. Natürlich würden wir auch gegen Polen so vorgehen; alles wie gehabt. Breschnew und Konsorten konnten keinen Sieg der polnischen Opposition zulassen, und die Solidarnosc-Anhänger, ja die Polen überhaupt, konnten nicht einfach kampfflos kapitulieren. Uns schien die Tragödie unausweichlich.

Da sind viele Polen klüger gewesen, wenigstens nachträglich. Sie haben inzwischen dargelegt, dass unsere Machthaber damals unmöglich so blöd sein konnten, eine Intervention zu beschliessen. Leider sind freilich irrationale Entscheidungen der Obrigkeit eine Konstante unserer Geschichte, und wir hatten guten Grund, den polnischen Optimismus von damals als schiere Naivität zu betrachten.

Der 13. Dezember 1981 veränderte dann die Situation grundlegend und widersprach der einen wie der andern Erwartung. Tatsächlich fuhren die Panzer auf – da hatten wir recht –, aber es waren polnische Panzer – da hatten wir unrecht.

Dem sozialen Frieden in Polen folgte der Krieg, der Kriegszustand mit seiner ganzen Strenge: Hausdurchsuchungen, Verhaftungen, Prügel, Blutvergiessen; die schweren Zeichen brachen richtig über das Land herein, wie wir es vorausgesehen hatten. Aber dann gewahrten wir, dass sich der weitere Verlauf, von uns aus betrachtet, erstaunlich ausnahm. Weder mussten die Besiegten zu Kreuze kriechen, noch kam es zur Eskalation der Gewalt, die aus dem Kriegszustand einen Bürgerkrieg à la Afghanistan gemacht hätte.

Angesichts der Tatsache, dass sich die Spaltung nicht übertünchen liess und der Konflikt seine Schärfe beibehielt, ist eigentlich

sehr wenig Blut geflossen. Ich konnte natürlich nicht allen Leuten meiner Umgebung in die Köpfe schauen, aber ich nehme an, dass viele von uns eine Erleichterung empfanden. «Mögen die Polen ihre Probleme doch selber regeln; wir brauchen nicht dabeizusein.» Das polnische Drama forderte unser Mitgefühl heraus, aber unterschwellig fühlten wir uns doch beruhigt. Uns war ein zweites Afghanistan und eine neue nationale Schande erspart geblieben.

Ein Russe fühlt im polnischen Leben oft die schwer bestimmbare Anziehungskraft dessen, was ihm unerklärlich ist; was man nicht hat, das fasziniert. Wie lässt sich das zeigen?

Wenn wir über den Grenzfluss fahren, sehen wir auf der sowjetischen Seite mehrere Reihen von Stacheldrahtverhau, Scheinwerfer und Befestigungen verschiedener Art. Auf der polnischen Seite gibt es nichts dergleichen. Schon ein Symbol.

Polen aus dem Abteifenster

Gepflegte Felder, gemütliche Häuser, einstöckig bis zweistöckig. Velofahrer an den Bahnübergängen, bescheiden gekleidete Menschen auf den Bahnhöfen. So sieht man das ländliche Polen aus dem Fenster des internationalen Zuges. Sicher nicht wohlhabend, schon eher ärmlich. Aber es gibt dort keine Unordnung wie bei uns und keine Verlotterung. Die Leute leben auf eigenem Boden im eigenen Haus; da schauen sie zur Sache.

Die unterirdischen Perrons im Warschauer Zentralbahnhof sind dunkel, eine Kreuzung zwischen Metrostation und Luftschutzkeller. Aber den Schock erlebt man, wenn man ans Tageslicht tritt und einem der Kulturpalast ins Auge springt: das Geschenk des Grossen Bruders an die unpassende Stadt.

Die Menge bei der Tramhaltestelle wirkt ähnlich wie bei uns, und was doch nicht gleich ist, versteht man besser, wenn man ausgiebig durch Warschau geschlendert ist. Trotz aller Bemühung hat es niemand zuwege gebracht, aus Polen einen totalitären Zwilling zum stalinistischen Staatsmonster zu machen. Mit Blut und Opfern haben die Polen die doppelte Grundlage ihrer nationalen Existenz verteidigt: den eigenen Boden und die unabhängige Kirche.

Die Spaltung zwischen Macht und Volk ist tief. Während der jahrzehntelangen Herrschaft des Staatssozialismus haben sich die Ungerechtigkeiten so angehäuft, dass es schwer verständlich ist, wie Staat und Gesellschaft auch nur koexistieren können. Und was für uns überwältigend ist: In Polen fühlt sich der einzelne gegenüber den Inhabern der Macht nie einsam und verlassen; die Nation verbindet. Der einzelne ist in gesellschaftliche Zusammenhänge von grosser Komplexität eingebettet; er ist Mitglied von kulturellen Gemeinden und organisatorischen Zusammenschlüssen; er hat verlässliche Strukturen um sich ausserhalb der Amtlichkeit. Niemand ist allein dem Moloch ausgeliefert. Immer findet sich eine Gruppe, die so oder anders Solidarität vermittelt, und diese Solidarität wird auch vom einzelnen zurückerstattet.

So entstehen soziale Bindungen anderer Art als bei uns, wo die Wehrlosigkeit gegenüber dem Staat das Individuum kennzeichnet. Den Unterschied spürt man sofort, wenn man in Polen ankommt.

In Polen hat man weniger Angst und mehr Würde als bei uns. Sogar unter dem Kriegerecht war es dort mit der geistigen Freiheit besser bestellt als in jenen andern Ländern, die ein gemeinsames Schicksal historisch verbunden hat. Ja, der Staatssozialismus ist durchaus ein Schicksal. Man kann mit ihm hadern oder es zu ändern suchen, aber kann man ihm entrinnen?

Indessen hat der polnische Typus der gesellschaftlichen Solidarität auch ihre Kehrseite. Man merkt sie nicht sofort, aber sie besteht.

Der Gegensatz zwischen Staatsmacht und Gesellschaft ist so allbestimmend, dass man weder hüben noch drüben dazu kommt, die bestehenden Gegensätze im jeweils eigenen Lager geistig auszutragen. Ein Beispiel: Die vielen Freidenker in Polen hätten der Kirche sicherlich allerhand vorzuhalten. Aber es liegt ihnen nichts daran, irgendetwas davon vernehmlich auszusprechen. «Wir wissen, wem wir unsere heutige Freiheit zu verdanken haben», sagte uns der Redaktor einer unabhängigen Warschauer Zeitschrift, «und überhaupt würden unsere Leser eine diesbezügliche Kritik weder akzeptieren noch verstehen.» Seinen Worten lässt sich entnehmen, dass die grosse Mehrheit davon überzeugt ist, nur ein guter Katholik könne auch ein guter Pole sein. Wie aber fühlt man sich dann als polnischer Atheist?

Wer mag Michnik oder Kuron kritisieren?

Ein anderes Beispiel für das gleiche Solidaritätsproblem: Wie könnte man als oppositioneller Pole etwa die Dissidenten Adam Michnik oder Jacek Kuron kritisieren? Sie kommen in den offiziellen Medien nicht zu Wort, werden aber von diesen unangehört verdammt. Das löst auf der andern Seite natürlicherweise zugunsten der Opfer solcher Ungerechtigkeit einen Gutheissungs-

reflex aus, der wiederum auf kritische Unterscheidungen verzichtet. Man hält automatisch zusammen.

Die Verlässlichkeit gesellschaftlicher Bindungen ist im polnischen Leben eine bemerkenswerte Eigenschaft, ein Wert, den wir möglicherweise endgültig verloren haben. In Polen aber haben ihn keine politischen Stürme und Gewitter auszulöschen vermocht.

Aus dieser Gegebenheit hat sich ein für uns zunächst unverständliches Regelwerk im Umgang der Gegenspieler untereinander entwickelt. Beide Seiten halten sich an ungeschriebene Grundsätze sowie an Toleranzwerte, die der sowjetischen Gesellschaft unzugänglich bleiben. Als zum Beispiel übereifrige Sicherheitsdienstleute 1984 auf eigene Faust den Priester Popieluszko bestialisch umbrachten, reagierte der Staat selbst entschlossen und bestrafte die Mörder.

Oder: 1987 wurden im Rahmen einer Amnestie praktisch sämtliche politischen Gefangenen freigelassen. Zum Vergleich: In der gesamten Geschichte der UdSSR hat es keine einzige Amnestie für politische Gefangene gegeben.

Selbstverständlich heisst das nicht, dass Polen etwa gewaltfrei sei. Man begegnet der Gewalt durchaus auf der Strasse bei Demonstrationen oder am Arbeitsplatz bei Streikaktionen, weil es noch keine legalen Konfliktlösungen und vorhandene Schlichtungsmechanismen gibt. Indessen gibt es in der polnischen Gemeinschaft den Begriff des Konflikts jenseits der Gewaltanwendung schon längst als Normalität. Man wird kaum einen Polen finden, der verlangen würde, mit Streikenden so abzurechnen als seien sie Verräter im Dienste fremder Spionagedienste; so etwas bleibt den Leserbriefautoren in unserer zentralen Presse vorbehalten.

Die oppositionell eingestellte Intelligenzija der Polen verblüfft aber ihrerseits durch eine oft mythische und wirklichkeitsfremde Denkweise. «Die Nöte sind so gross, dass die Roten sie niemals überwinden können, aber wenn wir an die Macht kommen, werden sich die Probleme von selbst lösen. Der Westen überschwemmt uns dann mit Krediten, und wir kriegen bald auch unsern angemessenen Platz in Europa.» Solche Vorstellungen gibt es ungefähr, oder gab es sie jedenfalls. Aus der revolutionären Periode von 1980/81 ist folgende Aussage sogar von

CH-RUBRIK

Korpskommandant Lüthy in Polen

In der juristischen Fachpresse Polens ist ein schweizerischer Armeevertreter vorteilhaft zu Wort gekommen.

Den Besuch des schweizerischen Generalstabschefs Eugen Lüthy in Polen hat Janusz Tycner, Auslandsredaktor der perestrojkafreundlichen Wochenzeitung der polnischen Juristen, «Prawo i Zycie» (Recht und Leben), für ein Interview benützt (5. 8. 1989).

Die gestellten Fragen zeigen deutlich, welche Beachtung im Ausland die Kontroversen finden, welche in der Schweiz von einer Seite des politischen Spektrums immer wieder über Armee und Gesamtverteidigung entfacht werden, und wie diese das Ansehen der Schweiz und das internationale Vertrauen in den schweizerischen Neutralitäts- und Selbstbehauptungswillen berühren.

So beginnt das Interview mit einer Frage über die Armee-Abschaffung, und anschliessend folgt eine Frage über den Armeeeinsatz in Genf 1932. Dann geht es über zum Verhältnis der Armee zur Wirtschaft, die laufend den militärischen Dienstleistungen ihrer Arbeitskräfte Rechnung tragen muss.

Nächstes Thema sind «die immer zahlreicheren Presseberichte» über die von der Armee verursachten Land- und Lärmschäden. Selbstverständlich kommt auch «der Karabiner in jedem Schrank» zur Sprache, wie denn auch dieses Motiv in der Überschrift zum halbseitigen Interview zum Ausdruck kommt. Am Schluss findet sich die Frage, warum die Schweiz bei der gegenwärtigen Entspannung weiterhin gerüstet bleibt und warum Dienstverweigerer verurteilt werden.

Dem befragten schweizerischen Korpskommandanten darf das Kompliment gemacht werden, dass er der Mentalität des Fragestellers und der Leserschaft von «Prawo i Zycie» gerecht geworden ist und geschickt geantwortet hat. Die von ihm angeführten Argumente sind in der Schweiz schon bekannt, aber wiederholenswert sind doch seine Antworten auf die beiden letzten Fragen: Wir wissen nicht, wie lange die gegenwärtige Entspannungsphase dauert, aber wir wissen, dass sich eine Armee nicht innert zweier Jahre improvisieren lässt. Die Dienstverweigerer werden aufgrund demokratisch entstandener Gesetze beurteilt und gegebenenfalls verurteilt.

Max Keller